

Insel

Anton
Tschechow
Die Dame
mit dem
Hündchen

und andere Erzählungen

Anton Pawlowitsch Tschechow wurde am 17. Januar 1860 in Taganrog am Asowschen Meer geboren. Er starb am 2. Juli 1904 in Badenweiler.

Zwischen 1886 und 1900 entstanden die Erzählungen, die in diesen Band aufgenommen sind. Die sogenannten »humoristischen« Kurzgeschichten aus früheren Jahren wurden nicht berücksichtigt. Relevanter schien es, den Autor mit seinen späteren kritischen Texten vorzustellen. Man kann sagen, Tschechow habe ein szientifisches Weltverständnis gehabt; nicht ohne Grund weist er in seinen Briefen immer wieder auf seinen »Doppelberuf« als Arzt und Schriftsteller hin. Prototypisch ist dafür seine Sachalin-Arbeit, die von den Zeitgenossen als ein Symbol für den Zustand Rußlands in jenen Jahren angesehen wurde. Maxim Gorki, der mit Tschechow in freundschaftlicher Beziehung stand, schrieb: »Wenn man die Erzählungen von Anton Tschechow liest, hat man ein Gefühl wie an einem traurigen Spätherbsttag, an dem die Luft so durchsichtig klar ist und die blattlosen Bäume, die engen Häuser, die grauen Menschen in der Luft so scharf umrissen sind.«

insel taschenbuch 174
Tschechow
Die Dame
mit dem Hündchen



ANTON TSCHECHOW
DIE DAME MIT
DEM HÜNDCHEN

und andere Erzählungen
Mit Zeichnungen von András Karakas
Ausgewählt und mit einem Nachwort
versehen von Werner Berthel
Insel Verlag

13. Auflage 2021

Erste Auflage 1976

insel taschenbuch 174

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig
Textgrundlage der Übersetzungen dieses Bandes
sind folgende Ausgaben:

Aton P. Tschechow: Meistererzählungen.

Verdeutscht und eingeleitet von Reinhold Trautmann,
Sammlung Dieterich, Band 54; Leipzig 1947

Anton P. Tschechow: Neue Meistererzählungen.

Verdeutscht und eingeleitet von Reinhold Trautmann,
Sammlung Dieterich, Band 95; Leipzig 1950

Sammlung Dieterich ist eine Marke der

Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 1947, 1950, 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-31874-3

INHALT

Die Dame mit dem Hündchen	9
Angst	31
Das Haus mit dem Giebelzimmer	47
Irrwisch	71
Eine langweilige Geschichte	103
Im Alter	180
Das alte Haus	187
In der Schlucht	195
Die Stachelbeeren	247
Der Mensch im Futteral	261
Die Feinde	279
Ein Fall aus der Praxis	297
Weiberwirtschaft	312
<i>Nachwort</i>	365

DIE DAME MIT DEM HÜNDCHEN

Man erzählte, daß am Badestrand ein neues Gesicht aufgetaucht sei: eine Dame mit einem Hündchen. Dmitrij Dmitritsch Gurow, der schon zwei Wochen in Jalta lebte und sich hier bereits eingewöhnt hatte, begann sich ebenfalls für neue Gesichter zu interessieren. Als er im Pavillon bei Vernet saß, sah er, wie eine junge Dame über den Strand ging, eine Blondine mittleren Wuchses, im Baret; ein weißer Spitz lief ihr nach.

Und dann begegnete er ihr einige Male am Tag im Stadtpark und auf dem Square. Sie ging allein spazieren, immer mit ein und demselben Baret, mit dem weißen Spitz: niemand wußte, wer sie sei; man nannte sie einfach: die Dame mit dem Hündchen.

»Wenn sie ohne ihren Mann und ohne Bekannte hier ist«, dachte Gurow bei sich, »so wäre es nicht überflüssig, ihre Bekanntschaft zu machen.«

Er war noch nicht vierzig Jahre alt, aber er hatte bereits eine zwölfjährige Tochter und zwei Söhne, die ins Gymnasium gingen. Man hatte ihn früh verheiratet, als er noch Student im zweiten Semester war, und jetzt schien seine Frau fast doppelt so alt zu sein wie er. Sie war eine hochgewachsene Frau mit dunklen Augenbrauen, von aufrechter Haltung, stattlich, solid und, wie sie selbst sich nannte, eine denkende Frau. Sie las viel, gebrauchte in den Briefen nicht das »harte Zeichen«, nannte ihren Mann nicht Dmitrij, sondern Dimitrij, aber insgeheim hielt er sie für beschränkt, engstirnig und unvornehm, fürchtete sich vor ihr und war nicht gern zu Hause. Schon lange hatte er angefangen, ihr untreu zu werden, er hinterging sie häufig und sprach wahrscheinlich deshalb fast immer schlecht von den Frauen; und wenn man in seiner Gegenwart von ihnen sprach, so nannte er sie: »Ein erbärmliches Geschlecht!«

Er meinte durch bittere Erfahrung genügend belehrt zu sein, um die Frauen beliebig betiteln zu können, aber doch hätte er ohne das »erbärmliche Geschlecht« auch nicht zwei Tage leben können. In der Gesellschaft von Männern war es ihm langweilig, er fühlte sich dort unbehaglich, ihnen gegenüber war er ungesprächig und kalt; wenn er sich aber unter Frauen befand, so fühlte er sich frei und wußte, worüber er mit ihnen zu sprechen und wie er sich zu benehmen hatte, und sogar mit ihnen zu schweigen, war ihm leicht. In seinem Äußeren, seinem Charakter, in seinem ganzen Wesen lag etwas Anziehendes, Ungreifbares, was ihm die Frauen gewann und sie anlockte; er wußte das, und auch ihn selbst zog eine unbekannte Kraft zu ihnen hin.

Häufige und tatsächlich bittere Erfahrung hatte ihn schon längst gelehrt, daß jede Annäherung, die anfangs eine so angenehme Abwechslung in das Leben bringt und als ein liebes, angenehmes Abenteuer erscheint, bei ordentlichen Menschen, und besonders bei den schwerfälligen, unentschlossenen Moskauern, sich unvermeidlich zu einer aufreibenden und ungemein schwierigen Aufgabe auswächst und schließlich eine kritische Lage verursacht. Aber bei jeder neuen Begegnung mit einer interessanten Frau war diese Erfahrung irgendwie dem Gedächtnis entschwunden, und im Verlangen nach Leben schien alles so einfach und unterhaltend zu sein.

Und so speiste er denn einmal gegen Abend im Park, und die Dame im Barrett kam langsamen Schrittes heran, um sich an den Nebentisch zu setzen. Ihr Gebaren und Gang, ihre Kleidung und Frisur sagten ihm, daß sie aus guter Gesellschaft sei, verheiratet, zum ersten Male in Jalta und allein, daß sie sich hier langweile . . . An den Erzählungen über die Unkeuschheit der Sitten auf Jalta war viel Unwahres, er verachtete sie und wußte, daß derartige Erzählungen meist von Leuten erfunden wurden, die selbst

gern gesündigt hätten, wenn sie es verstanden hätten; als sich aber die Dame drei Schritte von ihm an den Nebentisch setzte, fielen ihm diese Erzählungen von leichten Siegen und von Ausflügen ins Gebirge ein, und der verführerische Gedanke an eine rasche, flüchtige Liaison, an eine Liebesgeschichte mit einer unbekanntem Frau, deren Namen man nicht weiß, wurde plötzlich in ihm mächtig.

Freundlich lockte er den Spitz zu sich heran, und als er herangekommen war, drohte er ihm mit dem Finger. Der Spitz fing zu knurren an. Gurow drohte noch einmal.

Die Dame blickte ihn an und senkte sofort die Augen.

»Er beißt nicht«, sagte sie und errötete.

»Darf ich ihm einen Knochen geben?« Und als sie bejahend mit dem Kopf nickte, fragte er freundlich: »Sie sind schon lange in Jalta?«

»Etwa fünf Tage.«

»Und ich verbringe hier schon die zweite Woche.«

Sie schwiegen ein Weilchen.

»Die Zeit vergeht rasch, und doch ist es hier so langweilig!« sagte sie, ohne ihn anzublicken.

»Es ist üblich zu sagen, daß es hier langweilig sei. Der Spießbürger lebt irgendwo in einem Nest wie Beljow oder Shisdra – und dort langweilt er sich nicht; wenn er aber hierher kommt, heißt es: ›Ach, wie langweilig! Ach, welcher Staub!‹ Man könnte annehmen, er sei aus Granada hergekommen.«

Sie lachte auf. Dann aßen sie beide schweigend weiter wie Unbekannte, aber nach dem Essen gingen sie nebeneinander her – und es begann ein scherzhaftes, leichtes Gespräch, wie es freie und zufriedene Menschen führen, denen es gleichgültig ist, wohin sie gehen und worüber sie sprechen. Sie promenierten auf und ab und sprachen darüber, wie seltsam das Meer beleuchtet sei: das weiche und warme Wasser war fliederfarben, und vom Mond ging ein goldener Streifen darüber hin. Sie sprachen davon, wie

schwül es nach dem heißen Tage sei. Gurow erzählte, daß er Moskauer und seiner Ausbildung nach Philologe, jetzt aber bei einer Bank angestellt sei; daß er sich einst darauf vorbereitet habe, auf einer privaten Opernbühne aufzutreten, es aber aufgegeben habe; daß er in Moskau zwei Häuser besitze . . . Und von ihr erfuhr er, daß sie in Petersburg aufgewachsen sei, aber nach Ss. geheiratet habe, wo sie bereits zwei Jahre lebe, daß sie in Jalta noch etwa einen Monat bleiben und ihr Mann vielleicht herkommen werde, der sich auch erholen wolle. Sie war nicht imstande zu erklären, wo ihr Mann tätig sei – in der Gouvernementsverwaltung oder im Landschaftsamt, und das erschien ihr selbst komisch. Und Gurow erfuhr noch, daß sie Anna Ssergejewna heiße.

Später in seinem Hotelzimmer dachte er, daß sie ihm morgen sicherlich begegnen werde. So mußte es sein. Als er zu Bett ging, überlegte er bei sich, daß sie noch vor kurzer Zeit Schülerin gewesen sei, genauso wie jetzt seine Tochter. Es fiel ihm ein, wieviel Schüchternheit, Eckigkeit in ihrem Lachen, in ihrem Gespräch mit einem Unbekannten gewesen sei – und zweifellos war sie zum erstenmal in ihrem Leben allein, in einer solchen Situation, wo man ihr nachging, sie ansah und mit ihr sprach, immer nur mit dem einen heimlichen Ziele, das sie doch erraten mußte. Er dachte an ihren feinen und dünnen Hals, die schönen grauen Augen.

»Sie hat etwas Rührendes an sich«, dachte er und schlief ein.

2

Eine Woche war vergangen, seitdem sie sich kennengelernt hatten. Es war Feiertag. In den Zimmern drückte die Schwüle, auf den Straßen aber wirbelte der Wind den Staub auf und riß die Hüte von den Köpfen. Den ganzen Tag über empfand man Durst, und Gurow ging häufig in den

Pavillon und bot Anna Ssergejewna bald Wasser mit Sirup, bald Eis an. Man wußte nicht, wo man bleiben sollte.

Abends, als es etwas stiller geworden war, gingen sie auf die Mole, um zuzusehen, wie der Dampfer ankam. An der Anlegestelle waren viele Spaziergänger, die sich versammelt hatten, um jemanden zu empfangen, sie hatten Blumensträuße in den Händen. Und deutlich fielen zwei Besonderheiten des eleganten Jaltaer Publikums in die Augen: die alten Damen waren wie junge gekleidet, und man sah viele Generale.

Da stürmische See herrschte, kam der Dampfer spät, nachdem die Sonne schon untergegangen war, und er mußte lange lavieren, ehe er an der Mole anlegte. Anna Ssergejewna betrachtete den Dampfer und die Passagiere durch ihre Lorgnette, so als ob sie nach Bekannten suchte – und jedesmal, wenn sie sich Gurow zuwandte, glänzten ihre Augen. Sie sprach viel, und ihre Fragen waren abgerissen – sie selbst vergaß im Augenblick, wonach sie gefragt hatte; dann verlor sie in der Menge ihre Lorgnette.

Das elegante Publikum zerstreute sich, Menschen waren nicht mehr zu sehen, der Wind hatte sich gänzlich gelegt; Gurow und Anna Ssergejewna standen da, als erwarteten sie, daß noch jemand aus dem Dampfer aussteige. Anna Ssergejewna schwieg jetzt und roch an den Blumen, ohne Gurow anzusehen.

»Das Wetter hat sich gegen Abend etwas gebessert«, sagte er. »Wohin gehen wir jetzt? Sollten wir nicht irgendwohin fahren?«

Sie antwortete nichts.

Da blickte er sie aufmerksam an, und plötzlich umarmte er sie und küßte sie auf den Mund; ihn umgab der Duft und die Feuchte ihrer Blumen; sofort blickte er sich ängstlich um, ob sie jemand gesehen hätte.

»Gehen wir zu Ihnen . . .«, sagte er leise.

Und beide gingen rasch.

In ihrem Zimmer war es schwül, es roch nach dem Parfüm, das sie im japanischen Laden gekauft hatte. Gurow dachte, indem er sie jetzt betrachtete: »Was gibt es im Leben für Begegnungen!« Aus der Vergangenheit war ihm die Erinnerung an sorglose, gutmütige Frauen geblieben, die die Liebe fröhlich machte und und die ihm dankbar waren für das Glück, wenn es auch sehr kurz war; an solche Frauen, wie zum Beispiel seine Frau, die ohne Aufrichtigkeit liebten, mit überflüssigen Gesprächen, affektiert, hysterisch, mit einem Ausdruck, als ob es sich nicht um Liebe, nicht um Leidenschaft handelte, sondern um etwas Bedeutungsvolleres. Auch an zwei, drei Frauen erinnerte er sich, sehr schöne, kalte, über deren Antlitz plötzlich ein raubtierartiger Ausdruck flog, der eigensinnige Wunsch, mehr zu nehmen, dem Leben mehr zu entreißen, als es zu geben vermag – das waren Frauen, die nicht mehr ganz jung, launisch, nachdenklich, herrschsüchtig und nicht klug waren; und wenn Gurow ihnen gegenüber erkaltete, dann erregte ihre Schönheit in ihm Haß, und die Spitzen an ihrer Wäsche kamen ihm dann wie Schuppen vor . . .

Hier aber war es immer dieselbe Schüchternheit, Eckigkeit unerfahrener Jugend, das Gefühl der Unsicherheit; und es entstand der Eindruck des Abwartens, als hätte jemand plötzlich an die Türe gepocht. Anna Ssergejewna, diese »Dame mit dem Hündchen«, verhielt sich zu dem, was geschehen war, ganz eigenartig, sehr ernst, so als ob sie »gefallen« wäre – so schien es, und das war seltsam und unangebracht. Ihre Züge verblichen und verwelkten, das lange Haar hing ihr traurig ins Gesicht – sie versank, wie die Sünderin auf dem alten Gemälde, ganz in eine Trauerpose.

»Das war nicht gut«, sagte sie. »Sie sind der erste, der mich jetzt nicht achten wird.«

Auf ihrem Tisch im Zimmer lag eine Melone. Gurow

schnitt sich ein Stück ab und aß es langsam. Es verging wenigstens eine halbe Stunde im Schweigen.

Anna Ssergejewna war rührend, die Reinheit einer anständigen, naiven, lebensunerfahrenen Frau ging von ihr aus; die einsame Kerze, die auf dem Tisch brannte, erhellte kaum ihr Gesicht, aber man konnte sehen, daß es ihr schwer ums Herz war.

»Wie könnte ich wohl aufhören, dich zu achten?« fragte Gurow. »Du weißt selbst nicht, was du sprichst.«

»Möge Gott mir verzeihen!« sagte sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Das ist entsetzlich.«

»Es ist, als wolltest du dich rechtfertigen.«

»Womit könnte ich mich rechtfertigen? Ich bin eine schlechte und gemeine Frau, ich verachte mich und denke nicht an Rechtfertigung. Nicht meinen Mann habe ich betrogen, sondern mich selbst. Und jetzt nicht erst, sondern schon lange betrüge ich ihn. Mein Mann ist vielleicht ein ehrlicher, guter Mensch, aber er ist ein Lakai! Ich weiß nicht, was er dort tut, wie er dient, ich weiß nur, daß er ein Lakai ist. Als ich ihn heiratete, war ich zwanzig Jahre alt, mich verzehrte die Neugierde, ich verlangte nach etwas Besserem; es gibt ja doch – sagte ich mir – ein anderes Leben. Ich wollte leben. Leben und leben . . . Die Neugier brannte mich . . . Sie können das nicht verstehen, aber ich schwöre bei Gott, ich konnte mich nicht beherrschen, irgend etwas ging mit mir vor, man konnte mich nicht zurückhalten, ich sagte meinem Manne, daß ich krank sei, und reiste hierher . . . Und hier ging ich immer herum wie betäubt, wie wahnsinnig . . . und jetzt bin ich eine gemeine, schlechte Frau geworden, die jeder verachten kann.«

Gurow wurde es bereits langweilig zuzuhören; ihn reizte der naive Ton, diese so unerwartete und unangebrachte Beichte; hätte sie nicht Tränen in den Augen gehabt, so hätte man denken können, daß sie scherze oder eine Rolle spiele.

»Ich verstehe nicht«, sagte er leise, »was willst du nur?«

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und schmiegte sich an ihn.

»Glauben Sie, glauben Sie mir, ich beschwöre Sie . . .«, sagte sie. »Ich liebe das ehrliche, saubere Leben, und die Sünde ist mir zuwider; ich weiß selbst nicht, was ich tue. Die einfachen Leute sagen: der Böse hat sie verführt. Auch ich kann jetzt von mir sagen, daß der Böse mich verführt hat.«

»Genug, genug . . .«, murmelte er.

Er blickte ihr in die starren, erschrockenen Augen, küßte sie, sprach still und freundlich, und allmählich beruhigte sie sich, und die Heiterkeit kehrte zu ihr zurück; beide begannen zu lachen.

Als sie dann hinausgingen, war am Strande kein Mensch mehr; die Stadt mit ihren Zypressen hatte ein völlig totes Aussehen, doch das Meer rauschte noch und schlug an das Ufer; eine Barkasse schaukelte auf den Wellen, und schläfrig blinkte ihre kleine Laterne.

Sie fanden eine Droschke und fuhren nach Oreanda.

»Ich habe eben unten im Vestibül deinen Familiennamen erfahren: auf der Tafel steht: von Diederitz«, sagte Gurow. »Dein Mann ist Deutscher?«

»Nein, sein Großvater, glaube ich, war Deutscher, er selbst ist rechtgläubig.«

In Oreanda saßen sie auf der Bank, nicht weit von der Kirche, blickten auf das Meer hinab und schwiegen. Jalta war durch den Morgennebel kaum zu sehen; auf den Gipfeln der Berge standen unbeweglich weiße Wolken. Das Laub an den Bäumen regte sich nicht; die Zikaden zirpten, und das einförmige, dumpfe Tosen des Meeres, das von unten heraufdrang, sprach von Ruhe, von dem ewigen Schlaf, der uns erwartet. So rauschte es unten, als es dort weder Jalta noch Oreanda gab, so rauscht es jetzt und wird ebenso gleichgültig und dumpf rauschen, wenn wir

nicht mehr sein werden. Und in dieser Beständigkeit, der vollen Gleichgültigkeit gegenüber Leben und Tod eines jeden von uns, ist vielleicht das Pfand unsres ewigen Heiles verborgen, der unaufhörlichen Bewegung des Lebens auf der Erde, der unaufhörlichen Vervollkommnung. Neben dieser jungen Frau sitzend, die in der Morgendämmerung so schön erschien, beruhigt und bezaubert angesichts dieser märchenhaften Szenerie – des Meeres, der Berge, der Wolken, des weiten Himmels –, dachte Gurow daran, daß im Grunde, wenn man es recht überlege, alles in dieser Welt schön sei, alles, mit Ausnahme dessen, was wir selbst denken und tun, wenn wir die höheren Ziele des Daseins, wenn wir unsere menschliche Würde vergessen.

Es trat irgendein Mensch heran, augenscheinlich ein Wächter, sah sie an und ging fort. Und diese Einzelheit schien so geheimnisvoll und auch schön. Man konnte sehen, wie der Dampfer aus Feodossja kam, beleuchtet von der Morgenröte und bereits ohne Lichter.

»Es liegt Tau auf dem Gras«, sagte Anna Ssergejewna nach langem Schweigen.

»Ja. Es ist Zeit, nach Hause zu fahren.«

Sie kehrten in die Stadt zurück.

Danach trafen sie sich jeden Mittag am Strande, frühstückten gemeinsam, aßen Mittag, promenierten, bewunderten das Meer. Sie klagte, daß sie schlecht schlafe und daß ihr Herz unruhig schlage, stellte immer ein und dieselben Fragen, bald von Eifersucht, bald von der Furcht gequält, daß er sie nicht genügend achte. Und auf dem Square oder im Park, wenn niemand in der Nähe war, zog er sie plötzlich an sich und küßte sie leidenschaftlich. Der vollkommene Müßiggang, diese Küsse am hellen Tage mit dem Umschauen und der Furcht, daß sie jemand gesehen hätte, die Hitze, der Geruch des Meeres und der beständige Anblick müßiger, geputzter, satter Menschen hatten ihn wie umgewandelt; er sprach zu Anna Ssergejewna davon,

wie schön, wie verführerisch sie sei, war ungeduldig, leidenschaftlich, ging auch nicht einen Schritt von ihr fort; sie aber versank häufig in Nachdenken und bat ihn beständig, einzugestehen, daß er sie nicht achte, durchaus nicht liebe und in ihr nur eine banale Frau sehe. Fast jeden Abend, ziemlich spät, fuhren sie irgendwohin aus der Stadt hinaus, nach Oreanda oder zum Wasserfall; und die Ausflüge gelangen immer gut, jedesmal war der Eindruck unveränderlich schön und großartig.

Sie warteten darauf, daß ihr Mann einträfe. Aber es kam ein Brief von ihm, in dem er mitteilte, daß er an einer Augenkrankheit leide, und er bat seine Frau, so rasch wie möglich nach Hause zurückzukehren. Anna Ssergejewna begann sich zu beeilen.

»Es ist gut, daß ich abreise«, sagte sie zu Gurow. »Das ist ein Wink des Schicksals.«

Sie reiste im Wagen ab, und er begleitete sie. Sie fuhren den ganzen Tag. Als sie in den Kurierzug einstieg und das zweite Glockenzeichen ertönte, sagte sie: »Lassen Sie sich noch einmal anschauen . . . Ich will Sie noch einmal sehen. So . . .«

Sie weinte nicht, war aber traurig, als wäre sie krank, und ihr Gesicht zuckte.

»Ich werde an Sie denken . . . mich Ihrer erinnern«, sagte sie. »Gott sei mit Ihnen. Denken Sie nicht schlecht von mir. Wir sagen für immer Lebewohl, so muß es sein; denn wir hätten uns niemals begegnen dürfen. Nun, Gott sei mit Ihnen.«

Der Zug fuhr rasch ab, seine Lichter verschwanden bald, und schon nach einer Minute hörte man kein Geräusch mehr, als ob sich alles verschworen hätte, so rasch wie möglich diese süße Hingerissenheit, diesen Wahn zu zerstören. Auf dem Bahnsteig zurückgeblieben und in die dunkle Ferne starrend, hörte Gurow das Zirpen der Grillen und das Summen der Telegraphendrähte mit einem



